

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(5. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

„Simone Bogar . . .“ Jolli schob das Kinn ein wenig vor: „Was sagte übrigens der alte Herr zu dieser Verbindung?“

„Nichts,“ antwortete Brigitte und machte ein höchst abweisendes Gesicht.

„Na, immerhin,“ meinte Jolli begütigend, „schließlich hat Tom ja gerade kein Fräulein vom Tangelangel geheiratet.“

„Durchaus nicht!“ bestätigte Brigitte; es klang dünn und absolut merkwürdig. — Sie fuhren durch das Vorwerk Warjethen, das schon zu den dreitausend Morgen des Warjethers gehörte. In den Gärten vor den Insthäusern blühten Islandmohn und Pechnelken, und zwischen Petersilie und Dill loderten die letzten Pfingstrosen. Rechts von der Chaussee schimmerten hinter dem seitab führenden Birkenweg die roten Dächer der Warjether Wirtschaftsgebäude auf, — und die Wipfel des Parks, der das Herrenhaus versteckte, wehten herüber. Am Himmel trieben weiße Wolkensegel, und über ihnen wölbte sich in gotischen Bogen das Eichenlaub. Dann bogen sie in den Landweg und ins zarte Grün der Birken ein. Der weichere Boden stob unter den Hufen der Pferde auf. Die Gänse witterten die Ställe und legten sich schärfer ein.

Ein Knecht riß vor ihnen die schmiedeeisernen Torflügel auf. Und dann stand im dunklen Hintergrund der Tannen das alte Haus mit seiner klaren, vernünftigen Front. Der höhere Mitteltrakt, die zwei-stöckigen Flügel. Und die große Veranda, die fast die ganze Breite des Hauses einnahm, und von deren Kupferdach Eisen und wilder Wein in blanken Raskaden herabrieselten, als wüchsen sie aus den Fenstern des ersten Stockwerks hinaus. — Jolli stieg es ein wenig in die Kehle. Etwas kurzfristig stolperte er die Treppen hinauf . . .

„Tom, alter Tom!“ — Er spürte eine knochenlose, kühle Hand drucklos in seiner. —

„Hans . . .“ sagte Tom in einem Tonfall, wie sich Herren auf der Bühne begrüßen.

„Na, und drück mal anständig zu, mein Junge, wenn man sich so lange nicht gesehen hat!“ Jolli schützelte die schmale Hand heftig und bewegt hin und her, als zöge er an einem Glockenstrang. Also das war Tom! — Kleiner geworden, nicht wahr . . .

„Schmal bist du geworden, alter Junge . . .“ Sein Blick traf zwei kühle Augen, die zu fragen schienen, ob er noch etwas zu bemerken habe. —

Jolli zog etwas aus der Tasche.

„Ein kleines Geschenk, — was man so mitbringt,

— wenig, aber herzlich, und eigene Fabrikation. Kannst die Marke auf dem Magazin lesen, Mackenzie und Hellborn, ja, made in U.S.A. In Seidenpapier nur, des Zolls wegen, nicht wahr, — und ob du ihn mal brauchen wirst, — besser wenn nicht, aber so ein Ding für alle Fälle . . .“ — Es war ein kleiner Browning eigener Fabrikation, besonders hübsch und zierlich gearbeitet. —

„Ja, Kinder, ich hab natürlich für jeden was mitgebracht, aber später, später, — weil ich das Ding eben in der Hosentasche herumtrug.“ — Da war Hertha, eben aus der Küche gekommen und noch mit allerlei Bratendüften behaftet, fraulich und rundlich geworden in der Zwischenzeit, — aber das schwere, nachgedunkelte Haar trug sie noch immer im Scheitel und seitwärts über die Ohren gekämmt. Die Hand, die er drückte, war verarbeitet und rauh, — ja, ein wenig welf geworden über den Knöcheln.

Der Herr mit den Tanzstundenverbeugungen im dunklen, etwas zu prall sitzenden Anzug war Inspektor Sonnemann. Ein neues Gesicht für Jolli, aber braun und bieder, wie es der alte Herr bei seinen Inspektoren geliebt hatte. Von den studierten jungen Herren mit den gutsitzen Krawatten und der perfekten Hochschul-Agronomie hatte er nicht viel gehalten, sondern die Kauschbärte bevorzugt und die Liebhaber von Lodenjaden.

Und wahrhaftig, der alte Professor h. c. Wendom lebte auch noch. — natürlich, da Brigitte ja nie etwas von einem Ende des alten Herrn berichtet hatte. — Er trug denselben Gehrock, der schon vor jenen Jahren grüne Patina angezehrt hatte, und wackelte ein wenig mit dem Kopf. Ueber die achtzig hinaus war er jetzt, und zwei Hellborngenerationen verdankten ihm die für den Gymnasialbesuch notwendigen Elementarkenntnisse. Als dann vor nunmehr zwei Jahrzehnten der letzte deklinationsbesessene Hellborn, eben Hans, abgefertigt war, da blieb der alte Wendom als Statistiker und eiserner Bestand auch weiterhin im Hause. Und bekam vom alten Warjether aus eigener Machtvollkommenheit zu seinem sechzigsten Geburtstag den Professorentitel verliehen. — Bis dahin hatte sich der alte Herr mit dem schlichten Kandidatenprädikat begnügen müssen.

Das Mädchen Anna, in schwarzem Taft steckend, mit krebstrot gewaschenen Händen und geschwellenem Gesicht, nahm dem Kutsher Jollis Koffer ab.

„Sie werden meinen Bruder auf sein Zimmer führen, Anna!“ befahl Tom; er wandte sich an Jolli:

„Und du wirst dich umziehen wollen,“ sagte er in einem Ton, der wie ein Befehl klang, „ich habe dir ein Zimmer im linken Flügel anweisen lassen.“

Brigitte stand mit zusammengepreßten Lippen dabei. —

„Weißt du, mein Junge,“ meinte Hans, „ich habe mich in meinem Leben so oft umgezogen und gewaschen, daß ich's einmal auch ruhig unterlassen kann. Wenigstens für die nächste Viertelstunde. Ich möchte erst zum alten Herrn.“ — —

Toms Blick glitt frostig über Tollis Knickerbocker, über die rostbraune Jacke und zur Mütze hin, die etwas weit im Genick saß. Einen Augenblick lang schien es, als wolle er etwas sagen.

Den Bruchteil einer Sekunde lang standen sich die Brüder zögernd gegenüber, einander prüfend wie zwei Fremde, die sich zum ersten Male sehen und nun abschätzen, ob sie auch miteinander auskommen werden. — Hans Hellborn trommelte in der Hosentasche mit den Fingerspitzen gegen sein Bein. . . . Eine Spannung war plötzlich entstanden, eine merkwürdige Spannung für ein Wiedersehen nach zwölf Jahren. — —

Und dann schlug Tollis Herzenswärme durch. Hallo, das ist doch Tom, — der alte Tom, mit dem du dich gehauen und vertragen hast. Mit dem du Pferde zur Schwemme rittest. Der dich mal aus dem Bach gezogen hat, als du am Verjaulen warst. Mit dem du gemeinsam dem Vater die erste Zigarre gestohlen und gemeinsam geraucht hast — und mit dem dir dann auch gemeinsam schlecht wurde, wonach du noch gemeinsam mit ihm vom alten Herrn das Fell gegerbt bekamst. . .

Hertha öffnete die Verandatür. Hans Hellborn bekam einen Auschnitt von der Diele zu sehen. Den großen runden Tisch und die hohen Eichenstühle mit den schweren Lehnen, die so gern nach hinten umfielen, wenn die Damen beim Kaffeekränzchen mal aufstehen mußten, und vorher die Pompadours an die Puppen gehängt hatten. Ein schwacher Duft nach Wachs und welkenden Blumen drang heraus. Tolli machte einen halben Schritt zu Tom hin. Er lächelte etwas unsicher: „Ich kann ja natürlich auch schwarz anziehen, Tom, — wenn du meinst, daß es sich so besser schickt. . .“ seine Hand zuckte nach vorn.

„Bitte — ganz wie du willst!“

Sein Blick zerfiel sich an einer leeren, höflichen Geste. —

„Komm mit, Hans!“ sagte Brigitte fast heilig und zog ihn ins Haus hinein. Er ließ es etwas benommen geschehen und hatte dabei das nicht sehr behagliche Gefühl, zwischen zwei Feuern geraten zu sein. — Brigitte öffnete leise die Tür zum grünen Saal, wo die Warjether Herren seit jeher vorfahen zu Weibnächten und zum Erntedankfest, und von wo aus sie auch die letzte Reise antraten, wenn ihr Leben sich erfüllt hatte. Das Pendel der Uhr stand still. Die Spiegel waren verhangen. Die Fenster verhüllt. In den Silberleuchtern brannten die Kerzen mit ruhiger, gläserner Flamme. Und hinter ihm schloß Brigitte geräuschlos die Tür.

Hans Hellborn stand eine kleine Weile auf der Schwelle. Er konnte nicht näbertreten mit einem Kopf voller Gedanken, die noch draußen waren. — Wie Tom sich verändert hatte! Glatt war er geworden, farblos im Gesicht, schlank und geschmeidig — sogar sein Schädel schien schmaler geworden zu sein. Als ob es sein Beruf sei, sich durch Schlüssellocher zu winden. Unglaublich fast, diese Veränderung. — Der alte Tom, — eckig, unbekannt, ein Bücherwurm in den späteren Schuljahren, daß alle dachten, als er auf Prima Hebräisch als Wahlfach mit dazunahm, nun mußte er Konistorialrat werden oder Mitsprachler in Kottod. . .

Tollt ging langsam vorwärts. Die Kerzen zitterten leise.

*

Simone parkte wie verabredet in der Nähe der Glienicker Brücke. Eine stillenessende Lyreaklasse mit unverkennbar sächsischem Dialekt trollte sich unter Führung einer blonden jungen Lehrerin vorüber. Das elegante Kabriolett erregte einiges Aufsehen; daß eine Frau diesen Wagen steuerte, spontane Bewunderung.

Simone hatte vor Kinderaugen eine merkwürdige Scheu. Eine zitternde Unsicherheit. Zumal, wenn sie rudelweise auftraten und aus der Provinz stammten. Zwölfjährige kleine Mädchen haben einen erbarmungslos prüfenden Blick. — Glücklicherweise verhinderte die Lehrerin ein längeres Verweilen. Simone wartete bis der Schwarm sich verzog.

Auf der anderen Straßenseite kam Balinys Simone entgegen. Er verlor kein Wort darüber, daß sie ihr eine halbe Stunde hatte warten lassen. Er trug einen sandfarbenen, jugendlichen Anzug. Sein Gesicht war gebräunt. Nicht so stark, daß man ihn für einen Hochtouristen oder Wannseesportler halten konnte, nein, gerade so vorsommerlich, wie man aussieht, wenn man ein wenig Tennis spielt oder im eigenen Park die Tulpenbeete pflegt. Er hatte auch nicht vergessen, die Hände unter die Strahlen der Höhen Sonne zu legen.

„Ich habe mir Sie für heute ein wenig bleicher und apachenmäßiger vorgestellt,“ spöttelte Simone. „Wenn Sie für dieses Treffen nun noch den Klosterseller vorgeschlagen hätten, würde für Ihre Berschwörerabsicht bei mir nicht der leiseste Zweifel bestehen.“

„Ich gehöre zu der Spezies der Freiluftverschwörer,“ witzelte er, — „das ist die zeitgemäßere Sorte.“ Er nahm Simones Respektseite. Sie ließen eine Straßenbahn vorüberklingeln und überquerten die Straße. Die Linden waren noch zartgrün hier draußen, und aus den Gärten strömte Kliederduft.

„Wohin wollen Sie mich nun führen?“

„In ein kleines, hübsches Gartenrestaurant, drei Minuten von hier entfernt. Still und bescheiden, mit lauter Durchgangspublikum, das auf Dampferanschluß wartet.“

Seit wann bevorzugte Balinys Restaurants, in denen Familien Kaffee tranken? Diese neue Neigung war zum mindesten merkwürdig. — Ist wurde sie tatsächlich aufmerksam. — Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Unterredung um Toms Berufung angelegt war, schwand.

„Was haben Sie eigentlich vor? Darf ich um eine klare Antwort bitten?“

Es ging ein paar Stufen hinunter. Balinys ließ ihr höflich den Vortritt. Vor ihnen lief der See in einen schmalen Fahrstreifen aus, der rechts unter einem sanften Brückenbogen verschwand. Auf dem anderen Ufer spiegelten sich in dem häufig aufgewühlten, gelbgrünen Wasser Trauerweiden, Kugelzypressen, Birken und die patinierten Kupfertürmchen einer Villa aus den achtziger Jahren.

„Eine klare Antwort?“ Ein kleines Lächeln flog über sein scharfes, knochiges Gesicht. „Präzision dürfen Sie nicht von einem Manne verlangen, der dreißig Jahre seines Lebens aktiv an der Politik teilnimmt.“

Die korpulente Dame am Fahrkartenschalter der Sterndampfergesellschaft, die bis zu diesem Augenblick ihre Nase kosmetischen Manipulationen unterzogen hatte, blickte interessiert auf. Balinys führte Simone in ein hübsches, altes Gartenlokal, dessen unterste Terrasse direkt neben dem Wasser lag. Unter breiten Kastanienschirmen standen zahllose weißgedeckte Tische,

als erwarte man in jeder Minute die halbe Stadt Berlin zu Gast.

Vorläufig waren allerdings noch die Kellner in der Uebersahl. An diesem arithmetischen Verhältnis änderte auch das Erscheinen Simones und Balinys nichts. Das war immerhin ein etwas unbehagliches Gefühl, aber es blieb dafür auch der einzige Nachteil dieses Lokals. Die Preise waren durchaus vollständig, man bekam ein Glas Maiwein für vierzig Pfennig und Bodwurst mit Salat für fünfzig.

„Billig, luftig und schattig,“ lobte Balinys. Das war selbstverständlich noch immer keine Antwort auf die Frage, die Simone vor kurzer Zeit gestellt hatte. Aber es war doch eine kurze und präzise Formulierung, — trotz dreißigjähriger Beschäftigung mit der Politik

Ein Kellner stürzte dienstfertig heran. Die Bestellung von zwei Gläsern Maiwein schien ihn zu enttäuschen. Kellner haben ein kannibalisches Auge dafür, aus was für Stoffen sich der Zellenaufbau ihrer Gäste zusammensetzt. — Balinys fand hübsche Worte für die landschaftlichen Reize der Berliner Umgebung. Er plauderte wie auf einem Pfingstaussflug. Das Zahlenverhältnis zwischen Kellnern und Gästen erinnerte ihn an eine hübsche Bedekind-Anekdote. Zwei Abende lang hatte man „Die Büchse der Pandora“ niedergetrampelt, und da trat Bedekind an die Rampe, mit einem drohenden Ausdruck: „Sie, wenn heute jemand zu pfeifen wagt, merken Sie sich, heute sind wir Schauvieler in der Uebersahl!“

(Fortsetzung folgt.)

Die roten Tafeln

Von Dietrich Detschsen

Den Hörer an das Ohr gepreßt, lauscht Gerhard Thomasius unruhig den summenden Geräuschen in der Leitung nach. Fester preßt er in einem schwachen Schuldbewußtsein den Hörer an das Ohr. Einen Augenblick noch zögert er, ehe er die Meldung der Klinik beantwortet. Noch könnte er den Hörer beiseite legen, ohne Felicitas etwas mitzuteilen.

Eine ungeduldige Stimme reißt ihn aus seiner Versunkenheit. „Schwester 23,“ sagt er ruhig. Dann wartet er erneut, bis die helle Stimme der Schwester ihn begrüßt.

„Wie geht es meiner Frau, Schwester?“
„Alles in Ordnung, Herr Thomasius. Einige Stunden wird es bestimmt noch dauern. Rufen Sie vielleicht in...“
Das kurze Zögern auf dem anderen Ende der Leitung wirkt alle seine Bedenken erneut empor. „Geben Sie mir, bitte, Nachricht zum Werk!“

Zum Fenster hinausstarrend, verharrt er unbeweglich in dem niedrigen Sessel, bis das Pochen des Dieners ihn emporschreckt. Hastig nimmt er die Lederjase. Vor dem Tor der kleinen Villa steht bereits der Wagen, der ihn zum Werk bringen soll.

Noch während er einschaltet, sieht er das leicht vorwurfsvolle Gesicht des Dieners. Wieder steigt eine leichte, unerklärliche Unruhe in ihm empor. Natürlich wundern sich die Leute, daß er am Tage, an dem Felicitas

Ob es ein Sohn wird? — denkt er ein wenig abwesend. Der Wagen fährt langsam an. Natürlich freut er sich, obgleich er das nicht so zeigen kann. Aber muß er darum untätig sein?

Er hatte Felicitas versprochen, heute keine Probefahrten mit dem neuen Wagen zu unternehmen. Sie ist sehr ängstlich, seine Felicitas. Er lächelt schwach vor sich hin. Die Bäume der Landstraße fliegen vorüber. Aber wer konnte ahnen, daß die ausländischen Vertreter, denen er seine neue Konstruktion porführen will, bereits heute eintreffen werden. Unmöglich kann er die Leute warten lassen oder verkrösten. hängt doch von ihrer Zufriedenheit und ihrem Urteil die ganze Motorenlieferung ab, und in wenigen Stunden wird die ganze Geschichte vorüber sein, ohne daß Felicitas davon etwas erfährt.

Langsam wachsen die langgestreckten, hohen Hallen des Werkes aus der Landschaft. Hinter ihnen steigt, zum Walde empor, die Rennbahn für die Versuchsfahrten die niedrigen Hügel hinan. Immer noch ist eine leichte, beklemmende Unruhe in Thomasius. Er hat sein Versprechen nicht gehalten. Mit einem kurzen, zornigen Ausruf steuert er den Wagen zwischen den Hallen hindurch zum Direktionsgebäude.

Dörtburg kommt ihm entgegen, der Sekretär. Die Vertreter warteten bereits im Empfangszimmer.

„Lassen Sie den Wagen fertig machen und zur Bahn hinüberschaffen,“ befiehlt Thomasius kurz.

Vor der Kontrollstation Eins, die sich am Auslauf der Nordkurve befindet, steht das langgestreckte, weiße Ungetüm. Ein großes, Albergraues und in der Sonne funkelndes „Q“ leuchtet über der Motorhaube. Gerhard Thomasius richtet sich unwillkürlich ein wenig auf. Der neue Wagen wird es schaffen. Dreimal hat er ihn bereits ausgefahren und dabei jedesmal die 200-Kilometer-Grenze erreicht. Die Lieferung auf den neuen Spezialmotor ist ihm so gut wie sicher.

Am Auslauf der Allee, vor den Tribünen, taucht Dörtburg und die Gruppe seiner Gäste auf. Einen Augenblick sieht Thomasius hinüber, beobachtet, wie sie auf den schmalen Bänken Platz nehmen. Er überlegt. Erst wird er den Wagen einmal auf zehn Runden vorführen und dann den Motor er-

klären. Kaum eine Stunde wird das Ganze dauern. Blöhlisch spürt er eine ungeheure Sehnsucht nach Felicitas. Langsam wendet er sich und starrt zur Stadt hinüber, deren Türme sich dunkel gegen das lichtverhangene Blau abzeichnen.

„Allright, Herr Thomasius,“ sagt Lachmann. Gerhard Thomasius nimmt den Sturzhelm, den sein erster Monteur ihm entgegenhält, und stülpt ihn langsam über. Aus dem kleinen dunklen Raum der Kontrollstation klingt die helle Stimme des Beobachters, der den Startbeginn zu den anderen Stationen durchgibt. Thomasius überprüft noch einmal kurz den Wagen. Lachmann jedoch hat alles besorgt und sogar neue Bereifung aufziehen lassen. Hart in den schmalen Sitz gepreßt, läßt Thomasius den Motor aufheulen. Auf dem Rasen haben die Monteurs inzwischen die blauen und roten Tafeln bereit gelegt, wie sie bei Versuchsfahrten zur Verständigung mit dem Fahrer benutzt werden.

Gerhard Thomasius zieht die Schutzbrille über. Später einmal wird er Felicitas sagen, daß er dennoch gefahren ist. Wie mag es jetzt um sie stehen? Erfüllt von einem kleinen Schuldbewußtsein, in das sich wieder jene seltsame Unrast mischt, die heute bereits den ganzen Morgen über ihm liegt, läßt er noch einmal das Heulen des Motors in sich zusammensinken.

Lachmann kommt heran. Thomasius beugt sich ein wenig zurück. Nicht vor ihm ist das Gesicht des anderen. „Falls ein Anruf zur Station durchkommt, Lachmann, geben Sie es bitte durch zwei rote Tafeln bekannt.“

Der Monteur, ein wenig verwundert, nickt. Thomasius übersteht es. Alle fremden Gedanken beiseite schiebend, wendet er sich der Bahn zu. In dem jähen Aufheulen des Motors jagt er die Gerade hinunter, über der flimmernd und gleißend die heiße Mittagssonne steht.

Leise stöhnend braust der Wagen voran. Die Tribünen wachsen auf, fallen wieder jäh in sich zusammen und bleiben zurück. Nicht an dem Rasen der Innenbahn entlang durchjagt Thomasius die Kurve. In ihm ist ein brennendes Verlangen, sobald wie möglich zu Felicitas zurückzukehren. Hinter der Kurve taucht das Grün der niedrigen Böschung auf, über der sich der Wald erhebt.

Die kleinen Häuser der Kontrollstationen. Tiefer beugt sich Thomasius über das Steuer. Schwankend und leise zitternd verharren die Tachometernadeln über der roten 200-Kilometer-Marke. Hell und regelmäßig stehen die Geräusche des Motors in dem Dröhnen um ihn.

Zum vierten Male rast er an der Kontrollstation Eins vorüber. Die Tribüne! Dann die Kurve. Die Nadeln sinken ein wenig zusammen, um dann erneut emporzuschneiden. Unmerklich fast überschreiten sie den roten Strich. 210 Kilometer!

Ob es ein Sohn sein wird? — denkt Gerhard Thomasius. Einen Augenblick hat er das Gefühl, als ob der Wagen ein wenig unregelmäßig lief. Da kommt jedoch bereits wieder die Gerade heran. Ruhig liegt das weiße Ungetüm auf der Straße.

„Felicitas,“ sagt Thomasius leise vor sich hin, hinein in das Dröhnen um ihn. Trotzdem — er hätte ihr sein Wort halten müssen. Fünf Runden hat er noch zu erledigen. Er hebt ein wenig den Kopf. Vor sich, am Rande der Geraden, sieht er vor der Kontrollstation Eins zwei rote Tafeln grell in der Sonne stehen.

Brennende Freude schlägt über ihn hin, durchtönt von einer kleinen Unsicherheit. Kaum, daß er bemerkt, wie er den Wagen langsam zum Stehen bringt. Lachmann kommt ihm entgegen, ein Stück Papier in der Hand. „Hab's es aufge-

schrieben," sagt er. „Gratuliere, Chef. Anruf vom Werk. Ein Junge.“

Thomastus starrt auf das Papier. In ihm ist ein großes Glücksgefühl. Sofort muß er heim, zu Felicitas. Mit einem Sprung ist er aus dem Wagen...

Da erst sieht er den Monteur. Unbeweglich steht der Mann und starrt hinunter auf das rechte Hinterrad.

„Chef," sagt er, und seine Stimme ist fast ohne Klang. Stumm weist er mit einer unbestimmten Bewegung auf den Wagen.

Thomastus tritt näher. Es braucht nur eines kurzen Blickes. In dem rechten Reifen klappt ein handbreiter Riß, der fast den ganzen Gummi durchnagt hat. — —

Zwei Menschen hat sie heute das Leben geschenkt, seine Felicitas...

Büchertisch

„Margarethe von Wrangell." Das Leben einer Frau. 1876 bis 1932. Aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen dargestellt von Vladimir Fürst Andronikow. Mit 18 Abbildungen auf 15 Tafeln. In Leinen gebunden 8.50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Dieses wunderbare Lebensbild Margarethe von Wrangells, einer der hervorragenden Frauen unserer Zeit, ist unserem Volke ein herrlicher Beweis, daß für das geistige Leben der Nation nicht nur die Leistung, sondern vor allem die Persönlichkeit von größter Bedeutung ist. Denn diese einzigartige Frau, die in ihrem arbeitsreichen Leben größter Ehren und Auszeichnungen teilhaftig wurde, ist eine jener Reifen, in der Erinnerung unvergänglich fortlebenden Persönlichkeiten, die dem einzelnen wie dem gesamten Volke als Vorbild zu dienen berufen sind.

Aus Tagebüchern und Briefen, aus eigenen und fremden Erinnerungen, die ihr Gatte, Fürst Vladimir Andronikow, zu dieser Darstellung gesammelt und verwertet hat, erstreckt vor uns ihr ungewöhnlich bewegtes Leben in seinem ganzen menschlichen Reichtum. Farbige und lebendig ziehen die Kinder- und Schuljahre vorüber, in Moskau, im fernen Ural und dann wieder im heimatlichen Neval. Schon in der frühen Kindheit zeigt sich die unbeirrbar eigenartige, Begabung und zielbewusste Willensstärke Margarethe von Wrangells. Zwar tritt sehr bald ihr unerfütterlicher Wissensdrang zutage und ihre Aufgeschlossenheit für alle Fragen des geistigen und künstlerischen Lebens, aber sie wird darüber dennoch kein Blaustrumpf, sondern bleibt ein jugendlich froher Mensch, der immer gern für alle lustigen Streiche zu haben ist. Als eine der ersten Studentinnen bezieht sie dann, allen Widerständen zum Trotz, die Universität Tübingen, um Botanik und Chemie zu studieren. Sie erbringt mit dem Dr. rer. nat. jumna cum laude einen glänzenden Beweis ihrer unvergleichlichen wissenschaftlichen Befähigung und arbeitet hernach als Assistentin bei Ramsay in London und bei Madame Curie in Paris. Während des Krieges, der auch in ihr Leben bedrohliche Unruhe bringt, erweist sie neben ihrer schweren Institutsarbeit als Schwester im Lazarett in Neval ihre unermüdete Hilfsbereitschaft. Die russische Revolution läßt sie dann in die Hände der Bolschewiken geraten und führt sie hart an den Rand des Todes, dem sie nur wie durch ein Wunder entgeht. In Hohenheim, wo sie sich nach Kriegsende schließlich habilitiert und als erster ordentlicher Professor die Leitung des Pflanzenernährungsinstitutes an der dortigen Landwirtschaftlichen Hochschule inne hat, ist sie nach kurzer glücklicher Ehe mit ihrem Vetter Andronikow, dem nach abenteuerlichen Schicksalen längst Totgeglaubten, 1932 gestorben, allzufrüh für die Wissenschaft und für die Vielen, die das Glück hatten, ihr menschlich nahe zu stehen.

Es gibt ein Wort Margarethe von Wrangells, aus dem ihre ganze sittliche Größe spricht: „Der Mensch zeigt sich nie in seinen, sondern in schwarzen Tagen, und wer Achtung und Anerkennung genießt, muß auch bereit sein, zu opfern. Ich liebe die Treue; sie muß bis zuletzt im Herzen leben.“ Sich und den ihren ist Margarethe von Wrangell zeitlebens treu gewesen. Sie hat sich trotz ihres geistigen Schaffens nie den Quellen des Lebens entfremdet und wußte sich immer ihr sprühendes künstlerisches Temperament, ihre weibliche Anmut und ihre frauliche Güte zu bewahren — jene edlen, rühmensewerten Tugenden eines liebenden und verstehenden Herzens. Und so blieb sie, kraft der Reinheit und Stärke ihres Charakters, das Sinnbild einer deutschen Frau, der Art ihrer Väter treu, die Jahrhunderte hindurch als eines der stolzesten baltischen Adelsgeschlechter ihr Deutschtum in Ehren bewahrt haben.

Der Glanz eines in schönster Reife verklärten, erhabenen Menschentums leuchtet uns aus diesem Buche entgegen, das wert ist, fortan zu den wenigen berühmten Lebensdarstellungen bedeutender Frauen gezählt zu werden, denen wir über den Tod hinaus Dank schulden und Bewunderung.

Marie Hamsun, „Die Langerudkinder im Winter." Neue Ausgabe mit 4 farbigen Vollbildern und 44 Federzeichnungen von Hermann Bezold. In Leinen gebunden 3.80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Schon einmal hat Marie Hamsun, die Frau des großen norwegischen Dichters, von den Langerudkindern erzählt, wie sie im Sommer auf der Alm ein paradiesisches Leben führten, zusammen mit Potimor, der Kuh, und Svartkonka, der Ziege, die sogar die bunten Zopfschleifen der kleinen Mädchen trug. Einen so schönen Sommer mit Abenteuern, Gefahren und Freuden aller Art vergißt man nicht so leicht. Der Winter, den die vier Kinder, Ola und Einar, Ingerid und Martha, nun mit ihren Tieren und Freunden in der dürftlichen Einsamkeit erleben, ist womöglich noch unergötzlicher, obwohl er doch nur ein harter, langer Winter ist mit Frühaustritten und Schule, mit Eiseskälte und viel, viel Schnee. Aber was geschieht nicht alles in dieser kleinen bezaubernden und verzauberten Welt! Da gibt es fröhliche Schneeballschlachten, da fassen die Buben auf Skien zusammen mit Mirafel, dem Kälschen, die vereisten Hänge hinunter und bleiben zu ihrer Freude doch heil dabei, währenddessen die Mädchen sich mühen, ihrer Kake Walla, die in Wahrheit ein Kater ist, das Maulen abzugewöhnen. Und da werden immer wieder neue herzhafteste Kinderstreiche erfunden, wilde und kühne Abenteuer unternommen, aber auch manche Tränen vergossen und wohl sogar Herzen verloren. Von alledem erzählt Marie Hamsun mit erfrischendem Frohsinn, und ihre lustigen Schilderungen, die jung und alt hellauf entzücken, geminnen in dieser neuen, bebilderten Ausgabe durch die vielen Zeichnungen und bunten Bilder Hermann Bezolds ein noch reicheres und schöneres Leben.

Zeitschriften

„Das Innere Reich." Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: Paul Uwerdes und Karl Benno v. Mechow. 2. Jahrgang, Heft 8, November 1935. Bezugspreis vierteljährlich 4.80 M., Einzelheft 1.80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

Die große „Amerikanische Rede" von Hans Grimm, dem Dichter von „Voll ohne Raum", steht unter den zahlreichen im Novemberheft des „Inneren Reiches" enthaltenen Beiträgen als der in seiner volks- und weltpolitischen Tragweite bedeutendste weitans an der Spitze. Sie ist ein menschliches und geistiges Dokument, derengleichen wir nur wenige besitzen. Diese Anfang Oktober zum „Deutschen Tag" in New York anlässlich des 250. Jahrestages der ersten großen Deutschen-Einwanderung vor den vereinigten Verbänden der Deutschamerikaner gehaltene Rede gibt nicht nur ein klares Bild des auslanddeutschen Schicksals, das im Laufe der Jahrhunderte unzähligen deutschen Menschen der räumlichen Enge ihres Vaterlandes wegen widerfahren ist und sie immer wieder zwang, für fremdes Land und Volk mit ihrem Gut und Blut zu bezahlen, und sie dennoch, trotz allem Ungemach, in ihrem Glauben bestärkte, der fernem Heimat über alle trennenden Grenzen hinweg die Treue zu bewahren — sie ist zugleich und vor allem auch eine eindringliche, unüberhörbare Mahnung, daß die „drei großen Nordleute England, Amerika und Deutschland" mit ihrem zutiefst gleichartigen Wesen zu „Vormännern dieser Erde" berufen sind, die den Auftrag haben, das schöpferische Führer- und Herrrentum der „Leistungsmenschen" gegen den hemmungslosen Haß der enfeindeten, alle Ordnung und Sicherheit der gesitteten Welt bedrohenden „Massenmenschen" nicht nur zu verteidigen, sondern zum Siege zu führen. — An weiteren betrachtenden, bzw. kritischen Beiträgen bringt das Heft einen aufschlußreichen Aufsatz über „Heinrich Schück", in dem Hans Joachim Moser einen deutschen Meister von allererstem Range erkennt, dessen Wiedergewinn „ein Glücksfall nicht nur für die evangelische Kirchenmusik, sondern für die Tonkunst der Welt, für den Geistesbesitz unserer abendländischen Kultur überhaupt geworden ist", ferner eine weit über den Rahmen des Herkömmlichen hinauskommende Betrachtung „Landschaft an Rhein und Main" von Franz Stegmeyer, schließlich einen nachdenklichen, in seiner kritischen Haltung heherzigenswerten Aufsatz „Musikfest oder Muster-Messe" von Karl Gerstberger und eine von Paul Uwerdes beigezeichnete, flug abwägende und vortrefflich beratende Bücherchau über einige der wichtigsten Herbstneuerscheinungen. Natürlich kommt daneben auch das rein Dichterische zu seinem Recht: außer den erlesenen Versen von Oda Schäfer und Paul Appel, den „Sprüchen" des auch mit einigen Bildern vertretenen Malers Johann Benjamin Godron und dem von starker Gläubigkeit verklärten Gedichtzyklus „Totennacht" des jungen Oesterreichers Franz Lumler, bleibt besonders der Geschichte „Das seltsame Trauergeschehen" von Wilhelm von Scholz zu gedenken. Der Hauptteil des Heftes aber gehört der Erzählung „Katharina" von Günther Eich.